

signation stärken, der sich in der bekannten brasilianischen Redensart treffend widerspiegelt: Was man nicht mehr ändern kann, sieht man als geändert an. Er würde, falls er sich zu einer Seelenhaltung formte, im Priesterkandidaten die notwendige Schwungkraft lähmen. Die Gefahr liegt indessen keinesfalls außerhalb des Möglichen. José Bonifácio, ein brasilianischer Staatsmann, kannte seine Landsleute gut. Von ihm stammt das Wort: Wir fangen viele Dinge an, beenden aber wenige. Diese Selbstkritik erlaubt den Schluß, daß das Fehlen des notwendigen Durchhaltens ein Nationalfehler ist, der bekämpft werden muß, will man es in der kirchlichen Arbeit nicht zu unheilvollen Stockungen kommen lassen.

Damian Prentke SDS

Maßstäbe der Kunstkritik

Zu den Romanen von Frisch und Rinser

Gibt es für die Werke der Kunst überzeitliche und ewige Maßstäbe? Oder hat jede Zeit ihren eigenen Wertmesser? Goethe schon fühlte die Schwierigkeiten, die in diesen Fragen verborgen liegen. Wenn er einerseits selbst Kritik übte in der Überzeugung, letztgültige Urteile sprechen zu können, so sagte er doch auch: „Innerhalb einer Epoche gibt es keinen Standpunkt, eine Epoche zu betrachten“.¹ Der weithin unbedingte Gegensatz zwischen Alt und Jung in der Beurteilung moderner Musikwerke oder der Schöpfungen der bildenden Kunst, der Architektur, der Plastik und Malerei, scheint ebenfalls dafür zu sprechen, daß das Kunsturteil ebenso zeitgebunden ist wie die Kunst selbst. Von vornherein wird man allerdings vermuten, daß es sowohl ewige wie auf eine Zeit beschränkte Maßstäbe des Urteils geben müsse; denn die ewige, gleichbleibende Menschennatur und ihre Geschichtlichkeit scheinen das zu fordern. Dabei bleibt aber die große Unsicherheit, ob

wesentliche Schönheitskategorien zeitweise verlorengehen oder bis zur Wirkungslosigkeit unterdrückt werden können und ob man dieser Gefahr steuern könne. Der Wechsel des Geschmacks hat im Lauf der Geschichte nicht selten bis zur Unkultur geführt, obwohl die Menschen und Künstler dieser Zeiten überzeugt waren, ungemein fortgeschritten zu sein und eine höhere Stufe erreicht zu haben. Es liegt im Sinn der Bildung, den Menschen vor Un- und Mißbildungen zu bewahren und in ihm die wesentlichen Maße auch der Schönheit lebendig zu erhalten. Aber es fragt sich, ob der Beurteiler einer Zeit und ihrer künstlerischen Erscheinungen die Möglichkeit hat, sozusagen über seine eigene Zeit hinwegzukommen, wie er das anstellen könne und wo sich ihm dafür Ansatzmöglichkeiten bieten.

Wenn wir von den andern Künsten ganz absehen und nur die Wortkunst allein ins Auge fassen, wird man freilich hier nicht einen solchen Gegensatz wie in den andern Künsten finden, wird auch eine stärkere Treue zur Überlieferung feststellen. Aber auch für die Wortkunst gilt, daß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Dichter beliebt sind und zu andern der Zugang fast völlig fehlt. Alle Zeiten haben ihre ausgesprochenen Vorlieben, und immer wieder wird ein Dichter neu entdeckt. Man braucht nur an zwei Dichter wie Schiller und Hölderlin zu denken.

Wie aber ist es mit den zeitgenössischen Dichtern? Verdanken sie ihren Ruhm nur dem Gegenwartsgeschmack? Ist es möglich, das Zeitgebundene, d. h. das, was der Dichter nur als Stimme und Wortträger seiner Zeit, ihrer Verhältnisse, ihrer Vorlieben und Ablehnungen, ihrer Nöte und Strebungen aussagte, von dem Immergültigen zu trennen? Das jeweilige Was bringt wenigstens zum Teil ja auch seine besondere Form mit sich.

Man könnte diese Frage allgemein als einen Beitrag der theoretischen Ästhetik behandeln. Aber es ist wirksamer, an einem Beispiel zu versuchen, zu einem Ergebnis zu gelangen. Das kann beson-

¹ Maximen und Reflexionen, Hamburger Ausgabe 12, S. 503 n. 977.

ders deshalb zum Erfolg führen, weil in der Gegenwart eine Pluralität von Weltauffassungen besteht. Obgleich auch sie in jeder Zeit besonders geprägt sind, führen sie doch in verschiedene Urgründe des Denkens, Fühlens und damit auch des Darstellens. Aus diesem Vergleich einander gegenüberstehender, gleichzeitiger Welt- und Menschenbilder darf man eine Klärung unserer Fragen erhoffen.

Wir wählen dazu den Roman „Stiller“ von Max Frisch und „Abenteuer der Tugend“ von Luise Rinser.² Frisch erzählt die Schicksale des Künstlers Anatol Stiller, der seine schweizerische Heimat verließ, um sein bisher verfehltes Leben abzuschließen und ein neues zu beginnen. Nach einigen Jahren kommt er zurück. Der frühere Lebenskreis nimmt ihn wieder auf; aber obwohl er ein anderer geworden zu sein glaubt und es neu versuchen will, scheitert er wiederum an seinem Ich. Sowohl durch die Eindringlichkeit seiner Schau wie durch die Kunst der Darstellung gehört der Roman zu den bedeutendsten und besten Werken der deutschen Erzählungskunst der letzten Jahre und erhebt sich wesentlich über die Unterhaltungsliteratur, der fast alles, was als Roman erscheint, angehört.

Der Dichter gebraucht den Kunstgriff, seinen Helden als den mit einem amerikanischen Paß versehenen Mister White vorzustellen. White wird beim Überschreiten der Grenze von einem anscheinend Bekannten als Stiller angesehen, der seit Jahren verschollen ist, und von der Polizei verhaftet, da Stiller eines politischen Verbrechens bezichtigt ist. Das Gericht bemüht sich, die Identität zu beweisen und stellt dem leidenschaftlich Leugnenden die verschiedensten Personen vor, hält Ortstermine ab, um den Gefangenen zu einem Geständnis zu zwingen, ja zieht sogar einen Zahnarzt und sein Röntgenarchiv

heran. Mister White leugnet bis zum Ende, wird aber verurteilt, Stiller zu sein. Diese Einkleidung der Geschichte ermöglicht es dem Dichter, die Geschehnisse von mehreren Seiten zu zeigen. Es ist einmal Stiller selbst, der im Gefängnis seine Gedanken und Erlebnisse niederschreibt, wobei er auch hier als White auftritt. Erst sehr spät merkt der Leser an der Gleichartigkeit der Gedanken Whites und der Lebensgeschichte Stillers, daß nur eine Person vor uns steht. Gegen Ende gesteht White sich selbst, Stiller zu sein, aber ein anderer d. h. andersgewordener, der darum mit Recht leugnen müsse, der zu sein, den das Gericht vermutet und den seine Frau und seine Bekannten wiedererkennen. Ein Nachwort des Staatsanwalts berichtet das Ende Stillers, der mit seiner ehemaligen Frau zusammenlebt und dennoch wieder in seiner Ehe scheitert und nach ihrem Tod allein bleibt und verdämmert.

White zeichnet auf, was die mit ihm zusammengeführten Personen erzählen: unter anderem seine Frau, seine ehemalige Geliebte und ihr Mann, der als Staatsanwalt den Prozeß zu führen hat. So wird das Leben Stillers in eine objektive Distanz gerückt; zugleich erfahren wir die inneren Erlebnisse der beteiligten Personen. Außerdem berichtet Stiller selbst, was ihm als White in den Vereinigten Staaten und Mexiko widerfuhr und erdichtet überdies für seinen neugierigen Gefängniswärter eine Reihe von Geschichten, die alle die gleiche Not zum Gegenstand haben, den Vorwurf des Romans. Es ist die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, in der materiellen Perfektion (323) des Lebens in der Schweiz eine echte Beziehung zum Mitmenschen zu gewinnen, zu pflegen, zu erhalten. Daran scheitern Stiller und seine Frau Julicka, obwohl sie sich wahrhaft lieben. Die hemmungslose Ich-Bezogenheit des Menschen wird entweder klar gesehen, und es werden Versuche unternommen, sie zu beseitigen (daran geht das Ehepaar Stiller zugrunde), oder man begnügt sich mit einem bürgerlichen Miteinander, wie der

² 57/621 *Max Frisch*, Stiller. Roman. (577 S.) Frankfurt/M. 1955, Suhrkamp, DM 17,50; *Luise Rinser*, Abenteuer der Tugend. (304 S.) Frankfurt/M. 1957, S. Fischer, DM 13,80.

Staatsanwalt und seine Frau Sibylle, die sich gegenseitig in der Ehe Freiheit und Spielraum ließen, was die Nebenverbindung Stillers mit Sibylle ermöglichte und ihre Ehe vorübergehend störte, bis das Kind, wie es scheint, dann das bürgerliche Miteinander wieder ermöglichte. Schließlich ist dann noch die „leutselige Beziehungslosigkeit der Amerikaner“ (413) eine Form der menschlichen Verbindung.

Diese Menschennot entsteht durch das äußere bürgerliche Wohlleben, die materielle Perfektion und durch das Fehlen der Gewißheit, „daß unser Leben von einer übermenschlichen Instanz gerichtet wird“, durch das Fehlen selbst „der leidenschaftlichen Hoffnung, daß es diese Instanz gebe“ (538). „Ohne die Gewißheit von einer absoluten Instanz außerhalb menschlicher Deutung, ohne die Gewißheit, daß es eine absolute Realität gibt“, kann sich der Staatsanwalt (mit Recht) nicht denken, „daß wir je dahin gelangen können frei zu sein“ (427). Man bleibt im Kerker des eigenen Ichs trotz der inneren Überzeugung; sucht allein sein zu können (450), trotz des Bedürfnisses nach Liebe. Sie ist in den Menschen; aber sie geht bei den Hauptpersonen ins Leere, genau wie die Liebeslehre Rilkes es wollte. Aber das zerstört den Menschen, der ganz leben will. „Dein mörderischer Hochmut — du als Erlöser eurer selbst!“ (555). Beim Staatsanwalt, der diese Anschauung von der Notwendigkeit einer absoluten Instanz äußert, ist es nicht sicher, sogar unwahrscheinlich, daß er an sie glaubt. Jedenfalls scheint seine äußerlich wiedergewonnene Ehe auf einem Verzicht auf das Ganzmenschliche aufgebaut zu sein und mehr durch den Trost des Kindes weiterzubestehen. Der Versuch von Caux, in dessen Nähe Stiller untergekommen ist, „das Christentum mit den Reichen zu produzieren“ (547f.), wird als Täuschung abgetan. Jedenfalls ist der Gottesgedanke keine Kraft, wenn auch die Einsicht, das Gebet füreinander könne das gegenseitige Finden vorbereiten, richtig ist.

Was der Dichter selbst denkt, wird

man nicht erraten können. Das ist auch nicht notwendig. Offenbar wollte er ein Bild der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft zeichnen, die am Rand ohne Ernst auch noch das Wort „Gott“ und sein Wortfeld duldet. Die schwerste Not dieser Gesellschaft ist die innere Kontaktlosigkeit und Kontaktschwierigkeit. Das zeigt sich im ganzen Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen, am meisten aber und am empfindlichsten in Ehe und Familie. Daß darüber auch der Einzelmensch zugrunde geht, zum mindesten in seinem Kern verdorrt und in den Außenbezirken — und das nur um so gieriger und gehetzter — lebt, wird in diesem Roman glaubhaft durchgeführt.

Die Form, in der Frisch sein Werk darbietet — Form in der ganzen Breite und Mehrschichtigkeit genommen, die dem Wort zukommen —, ist von einer überaus großen Farbigkeit, Eindringlichkeit und Einprägsamkeit. Die spielerische Vielfalt der Darstellung, die sich aus dem grundlegenden Kunstgriff ergibt, ist voll ausgenützt, die Aussage dicht und treffend. So verdient der Roman die Anerkennung, die er überall gefunden hat.

Zu seiner vollständigen Würdigung gehört aber noch die Feststellung des Lesers, daß ihn dieses Buch in eine lähmende und tödliche Traurigkeit versetzt. Er wird in ein Dunkel geführt, aus dem es keinen Ausweg gibt: Gerade, wer sein Menschentum ernst nimmt, ist ohnmächtig und dem Untergang ausgeliefert! Dies bedarf noch der näheren Erklärung und Aufhellung.

Ein Roman um den Sinn und die Bedingungen der Ehe und der Liebe überhaupt ist auch das Buch von Luise Rinser „Abenteuer der Tugend“. In ihm wird, nachdem die Heldin, die aus „Mitte des Lebens“ schon bekannte Nina, „auf den ersten Blick“ einem Mann zugefallen war, sich zu lösen versucht hatte und sich ihm, als seine nicht gültige Ehe geschieden war, aus Pflicht- und Verantwortungsgefühl verbunden hatte, eine, wenn auch nicht kirchlich

gesegnete Ehe geführt. Nina wird sogar fähig, eine andere, zerbrochene Ehe zu heilen und andere menschliche Verbindungen sinnvoll zu leben. Während bei Frisch Freizügigkeit und Ungebundenheit der menschlichen Gesellschaft vorausgesetzt werden — es ist das tatsächlich weithin herrschende Menschenbild —, verlangt bei Rinser der Mensch nach der von Gott in die Natur gelegten Ordnung, die dann im katholischen Christentum geheiligt und erhöht wird. Auch hier werden keine Wunschbilder und kein Traumbild entworfen; vielmehr werden die Verhältnisse der Gegenwart mit vielleicht noch größerer Deutlichkeit gezeigt. Rinsers Weltbild ist insofern noch breiter, als die in einem Teil der Zeitgenossen noch vorhandene religiöse und religiös bestimmte Menschenhaltung einbezogen wird.

Auch Rinser bedient sich eines Kunstgriffs: Sie schreibt einen Briefroman. Es sind nicht verschiedene Personen, die sich einander mitteilen. Nina allein schreibt — wofür uns ein Vorbild nicht zur Verfügung steht — an den Kreis von 18 Bekannten, von denen einige wenigstens vorübergehend auftreten und um die sich eine Reihe anderer scharen, so daß auch hier eine verhältnismäßig große Anzahl von Menschen die Gesellschaft von heute vertreten. Den Rang der Dichtung bezeugt es, daß es Rinser gelingt, sie alle in ihrer Eigenart darzustellen. Sie sind nicht, wie es denkbar wäre, in der Sicht der Schreiberin gesehen und von ihr in eine bestimmte Form gepreßt.

Während der grundlegende Kunst-einfall bei Stiller eine große Freiheit und Mannigfaltigkeit ermöglichte, engt sich Rinser bewußt ein. Sie verzichtet sogar absichtlich auf Farbigkeit durch Schilderung von Landschaft und Natur, wofür sie nach Ausweis ihrer früheren Bücher eine große Begabung hat. Frisch klagt in seinem Roman: „Das ist ja das Großartige an früheren Zeitaltern, beispielsweise an der Renaissance, daß die menschlichen Charaktere sich noch in Handlung offenbarten; heutzutage ist alles verinnerlicht“ (164). Innerlich ist

auch bei Rinser alles, und doch gelingt es ihr, auch die Handlungen der Personen zu zeigen. Der Vielfalt der Frischschen Romanführung steht bei Rinser eine große Geschlossenheit gegenüber. In ihrem geordneten, von Gott aus gefügten Weltbild, in einem im Hinblick auf Gott geführten Leben liegt eine solche Fülle von Möglichkeiten der Freiheit, die dann doch alle wieder zusammengefaßt werden. So erblüht die Schönheit aus dem Innern, mit einer Kraft und Innigkeit, die immer wieder auch das menschliche Versagen, das Abirren, die Flucht vor sich selbst und in das absolute Ich zurechtrücken, überwinden und allem Geschehen, Denken und Fühlen einen Platz sichern. Die „Kontaktschwierigkeiten“ der Menschen unserer Gegenwart sind dabei nicht übersehen und abgeschwächt. Aber sie werden geheilt. Dies kommt dadurch zustande, daß über den Lebensäußerungen des naturhaften Individuums die Person steht. Sie ist der geistige Mittelpunkt und Ursprung des Menschen, in dem auch Leidenschaft, Begehren, Sehnsucht nach der Verwirklichung des Ich Raum finden. Aber die geistige Person sieht die Mitperson als gleichberechtigt und gleich wertvoll, birgt die Schwächen und hebt sie in das Ganze der Ich-Du-Beziehung. So kommt es, daß auch die gefährdetsten Menschen, die geistigen Verbrecher sogar, wie der Rauschgifthändler M. K., in die Liebe aufgehoben werden. Die Huld der göttlichen Barmherzigkeit schließt auch sie ein und macht ihre ewige Bewahrung wahrscheinlich. Diese Menschen verdämmern nicht und stehen nicht vor dem Scheideweg: Leben (im Sinn des Vitalen) oder Verzichten (539), wie bei Frisch. Die Liebe der „Abenteuer der Tugend“ wurzelt im Geist und breitet sich von hier über den ganzen Menschen aus; bei Stiller wurzelt sie letztlich im Begehren, und selbst wo sie schenken will, neigt sie sich einem Menschen zu, den man nach dem eigenen Bild formen möchte (541). Schließlich stößt Rinser zur Erkenntnis vor und läßt durch sie die Abenteuerin der Tugend geprägt wer-

den, daß die Kraft und Heilungsmacht der Ordnung erst dann sich auswirkt, wenn der Mensch auf das, was er aus innerer, auch geistiger Triebhaftigkeit anstreben möchte, um eben dieser Ordnung willen verzichtet. In dem Maß dies geschieht, wächst und reift er. So geht von den „Abenteuern der Tugend“ eine milde Güte aus, die froh und glücklich macht, während wir bei Stiller eine abgründige Traurigkeit und Melancholie feststellen mußten.

Die Welt- und Menschenbilder Rinser und Frischs sind wesentlich verschieden, obwohl beide mit gleicher Offenheit und selbst Rücksichtslosigkeit die Gefahren und Übel der Gegenwart zeichnen. (Erwähnt sei noch bei Rinser die so energische Ablehnung eines allzu kurzschlüssigen, sich verbrauchter, holzig gewordener und toter Worte bedienenden Christentums, das nur die äußere Form und Richtigkeit im Auge hat, und das dann doch wieder von der in den Geist des kirchlichen Glaubens hineinwachsenden Nina mit verzeihender Liebe durchleuchtet, beseelt und belebt wird.)

Von hier aus gesehen, wird man auch die Frage nach der zeitgebundenen oder zeitlosen Schönheit beantworten können. Die Farbigkeit des „Stiller“ mutet an wie die Sicht- und Glanzwirkung eines zersplitterten Spiegels. Auch die größeren Überraschungen des absterbenden Herbstwaldes bieten sich zum Vergleich an. Das reizvolle Spiel und die Fülle der immer neuen Eindrücke entsprechen der Zerbrochenheit des Lebens, dem Narzißmus des Einzel-Ichs (129), der unruhigen Angst, die immer wieder das Vergangene ungeschehen machen und auslöschen möchte, um bei jedem neuen Versuch dieselbe Erfahrung zu erleben, so daß am Ende nur der Tod, das Verlöschen in das Nichts übrigbleibt. Aus dieser Sicht wird man auch den Eindruck der Unsicherheit stärker fühlen, den Frisch in seiner Erzählung macht, wenn er von seiner „absoluten Instanz“ spricht und von den Gedanken seiner Personen über Gott berichtet. Das bleibt alles im undeutlichen

Nebel und gelangt nicht zur Gestalt. Es ist indessen begreiflich, daß ein Leser, dessen Weltbild mit dem Stillers übereinstimmt, von dieser Darstellung mehr angezogen wird und sich hier vollender und meisterhafter ausgesprochen fühlt. Dennoch ist dies mehr eine äußere Schönheit ungeduldiger Mannigfaltigkeit.³

Dagegen leuchtet der Roman Rinser von innen heraus und erfüllt das Wort des Dichters „Was aber schön ist, scheint es in ihm selbst“. Das Buch atmet Stille, Größe und Friede und beglückt. Es sei jedoch nicht verkannt, daß Frisch mit größerer Gelassenheit erzählt, während bei Rinser ein inneres Feuer glüht. Das könnte Gedanken anregen, die Lessing in seinem Laokoon und Schiller in seinen ästhetischen Abhandlungen äußern. Allerdings wird man bei dem endgültigen Urteil bedenken müssen, daß der Brief eine viel unmittelbare Ausdrucksweise ist als die für das Ich geschriebene Gefängniszeichnungen Stillers und das sachliche Nachwort des Staatsanwalts.

Man möchte darum abschließend sagen: das Bild der Schönheit wechselt, je nach dem Maß und dem Nachdruck, mit denen das Umfassende des Ewigen im Menschen angerührt und aufgenommen wird. Das Schöne hingegen, das die wechselnde Erscheinung in Raum und Zeit ausstrahlt, schlägt den in seiner Zeit aufgehenden Menschen in seinen Bann, wird auch bei einer Wiederkehr ähnlicher Verhältnisse wieder bedeutungsvoll werden. Im übrigen bleibt es Zeitdokument, bereichert aber nicht das Erbe der unveränderlichen Güter. Es ist mit der Schönheit wie mit der Wahrheit. Viele Teilwahrheiten reichen nicht an den Besitz der Grundwahrheit heran. So kann sich auch kein noch so buntes Farbenspiel mit dem ruhigen Licht messen, das die ewige Schönheit und Wahrheit ausstrahlen.

³ Dasselbe Urteil wird man über Frischs neuestes Buch „Homo faber“ fällen müssen. Ein Bericht. (289 S.) Frankfurt 1957, Suhrkamp. DM 14,—.